



**Abend:**

**Zeitung.**

277.

**Sonnabend, am 19. November 1842.**

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comtoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: K. G. Th. Winkler (Th. Hell).

**Erinnerungen aus meinem Leben.**

Von  
**Carl Mächler \*).**

**I.**

Mein Vater, welcher seit dem Jahre 1759 Professor an dem Collegium Gröningianum zu Stargard in Pommern gewesen war, legte, auf den Rath seiner Freunde, des Oberconsistorialrathes Spalding und des Professor Sulzer am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin im Jahre 1773 seine Stelle nieder und am mit seiner Familie nach Berlin, um dort eine Erziehungsanstalt für Söhne höherer und gebildeter Stände zu errichten.

Er erhielt auch bald Pensionaire. Ich war damals etwas über acht Jahr alt. Ich kam oft in das Spalding'sche Haus, dessen beide Söhne mit mir von gleichem Alter waren. Mein Vater oder meine Mutter gingen auch oft zu Spalding und dessen Gattin, mit den Zöglingen ihrer Pensionsanstalt. Ein Garten, der zu der Amtswohnung des Oberconsistorialrathes Spalding, der Propstei, gehörte, diente uns zum Tummelplatz unserer Spiele. Der ehrwürdige Spalding war oft Zeuge unserer muntern Spiele; er störte sie nicht mürrisch, aber er wußte uns durch väterliche Ermahnungen zu zügeln, wenn wir die Schranken zu überschreiten drohten. Mehr jedoch war Spalding's erste

Gattin, ein geb. Fräulein v. Sodenstern, ein so holdseliges, freundliches Wesen, daß wir alle, besonders aber ich, sehr an ihr hingen und sie kindlich liebten. Als sie starb, war es nicht allein für meine Eltern ein harter Schlag, sondern ich und alle Zöglinge fühlten den Verlust mehr oder minder tief. Der erste Zögling, mit Namen Peine aus Havelberg, erzählte zufällig, wie er in der Schule, wo er früher Unterricht genossen, mit allen seinen Mitschülern über ein von dem Lehrer aufgegebenes Thema hätte Verse machen müssen. Mein Vater äußerte, so möchte er doch auch jetzt einmal einen Versuch damit und einige Verse über den Tod dieser edlen Frau machen, da sie ihm so viele Beweise mütterlicher Zärtlichkeit geschenkt habe. Er unterzog sich dieser Arbeit und brachte einige Reime zum Vorschein, die nicht die geringste Spur von Talent oder Anlage zur Dichtkunst verriethen. Von keinem andern Zögling, am wenigsten aber von mir, hätte mein Vater eine so unnütze und zu nichts führende Arbeit verlangt; es geschah lediglich bei diesem Zögling aus einer Art von Neugier, um zu erfahren, wie dieser, der früher zum Verses machen dressirt wurde, die Aufgabe lösen würde.

Ich beschloß aber, unaufgefordert und ohne etwas zu sagen, auch einen Versuch zu machen, ob ich im Stande wäre, die traurige Stimmung, in die mich dieser Tod versetzt, in Worte zu kleiden, und auf die Verklärte einige Verse zu machen, denn ich verehrte in ihr eine zweite Mutter.

Als ich damit zu Stande gekommen war, gab ich

\*) Proben eines bald im Druck erscheinenden größern Werkes.

sie meiner Mutter, sie zeigte sie dem Vater, und beide fanden meine Reime, als den ersten Versuch eines Knaben, nicht ganz verwerflich; doch beide hüteten sich wohl, mir darüber nur ein aufmunterndes Wort zu sagen. Es fiel mir daher auch nicht ein, weiter an Versemachen zu denken.

Geraume Zeit hernach erzählte mein Vater gesprächsweise davon etwas an Spalding, und dieser wünschte, meine Verse zu sehen. Als er sie erhielt und gelesen hatte, fällt er darüber nicht nur ein günstiges Urtheil, sondern sprach auch davon mit Ramler und der Karsch. Beide waren mit meinen Eltern befreundet; jezt schenkten sie mir mehr ihre Aufmerksamkeit, und die Letztere munterte mich hauptsächlich auf, mehrere Versuche in der Dichtkunst zu machen. Von Seiten meiner Eltern erhielt ich keine Aufmunterung. Beide suchten vielmehr, mich davon zurückzuhalten, und ich machte meine Versuche nur verstohlen. Später aber, als ich das Berliner-Södlner Gymnasium besuchte, wurde ich weniger zurückhaltend, da nicht nur die Karsch, sondern auch Ramler mir ihre Aufmerksamkeit schenkten und der Letztere mich auf die Fehler in meinen Versuchen aufmerksam machte, sich sogar der Mühe unterzog, sie zu verbessern, und mir es dringend an's Herz legte, jedes, auch das kleinste Gedicht, sorgsam zu feilen. Als Gleim einen Besuch in Berlin machte, hatte die Karsch von mir mit ihm gesprochen; ebenfalls befreundet mit meinen Eltern, schenkte er mir eine aufmunternde Aufmerksamkeit und munterte mich auf, mich, neben meinem Brodstudium, den schönen Wissenschaften zu widmen, weil sie ihren Jüngern einen süßen und dauernden Genuß gewährten.

Ohne die erwähnten Umstände, welche zufällig den ersten Impuls gaben, mich in der Dichtkunst zu versuchen, würde ich vielleicht nie daran gedacht haben. Die Welt hätte dabei nichts verloren, ich habe nie danach gestrebt, dadurch bekannt zu werden, oder einen andern Vortheil davon zu tragen, aber ich hätte manchen süßen Genuß in den Stunden verloren, wo ich, Alles um und neben mir vergessend, in die Saiten meiner kleinen Leier griff.

## 2.

In den letzten Tagen des Monats Juli 1784 befand ich mich in dem Buchladen des Buchhändlers und nachmaligen Stadtraths Maurer, in einem Gespräch mit ihm.

Da trat ein bejahrter Mann, dessen Aeußeres einen Landmann verrieth, in den Laden und wandte sich an

den Buchhändler mit der Frage: ob er hier nicht Verse bekommen könne?

„Allerdings,“ war die Antwort, „aber was für welche und von wen?“

„Ich brauche nur ein Paar, aber sie müssen recht hübsch seyn.“

Aus dieser Antwort ging sattsam hervor, daß der Frager keinen deutlichen Begriff von dem Buchhandel haben mußte, und nach einigem Hin- und Herfragen des Buchhändlers Maurer ergab es sich, daß der Fremde der Schulze aus Pankow war, und ein Paar Verse für die Prinzessin Friederike von Preußen (nachmals Gemahlin des Herzogs von York) haben wollte, weil sie — damals auf dem Schlosse zu Schönhausen wohnend — den Wunsch geäußert hatte, daß ihr bei dem Erntefeste der Landleute des an das Schloß stoßenden Dorfes Pankow der Erntekranz überreicht werden möchte.

„Ja, mein lieber Freund,“ sprach der Buchhändler Maurer zu dem Schulzen, „damit kann ich Ihm nicht dienen; wend' Er sich aber an den Herrn da“ — auf mich deutend — „der wird Ihm wohl, wenn Er ihm ein gutes Wort giebt, den Gefallen thun, und Ihm ein Gedicht dazu machen.“

Der Schulze maß mich vom Kopfe bis zu den Füßen, glaubte, man wolle sich über ihn lustig machen, schüttelte bedenklich den Kopf und murmelte dann argwöhnisch:

„Er spaßt wohl? So 'n junger Mensch! Ne, dat glob' ich nich.“

Dieses Zwiegespräch belustigte mich, und ich wandte mich an den Schulzen mit der Aeußerung: wie ich recht gerne erbötig sey, aus dem, was er für Spaß hielt, Ernst zu machen, und versprach ihm, daß er von mir die gewünschten Verse erhalten solle, wenn er sie nach einigen Tagen von mir abholen wolle. Ich nannte ihm meinen Namen und meine Wohnung.

Sein Mißtrauen wurde durch die Art und Weise, wie ich mit ihm sprach, beseitiget; er nahm mein Anerbieten dankbar an. Der Buchhändler Maurer ließ meine Adresse von einem Handlungsdiener aufschreiben und händigte sie dem Schulzen ein, damit er meinen Namen und meine Wohnung nicht vergesse und mich auffinden könne.

Der Schulze entfernte sich und ich hielt mein Versprechen. Ich machte die Verse, ließ solche auf ein breites Atlasband für die Prinzessin drucken und dann noch mehrere Exemplare auf farbigem Papier für den Schulzen und die Einwohner von Pankow abziehen.

Der Schulze verabsäumte es nicht, sich nach einigen Tagen bei mir des Morgens einzufinden. Ich übergab ihm die Exemplare der nachfolgenden Verse:

An Ihre königliche Hoheit Friederike Charlotte Ulrike Catharine Prinzessin von Preußen, bei Ueberreichung des Erntekranzes. Im Namen der Schnitter und Schnitterinnen Pankow's. Den 12. August 1784.

Prinzessin! — Unter Freudenthränen  
Bringt Dir der Schnitter frohe Schaar  
Heut' diese Lehrenkrone dar,  
Denn Armuth kann mit keinem Golde krönen.  
Doch sieh nicht auf der Gaben Werth,  
Nur auf das Herz, das diesen Kranz Dir zollte,  
Das gern sich Dir zu eigen geben wollte,  
Hätt' es nicht längst Dir schon gehört;  
Und unser'm Friedrich, Ihm, dem Schüzer unsrer  
Hütten,  
Für den so oft ein flammendes Gebet  
Ein spätes Lebensziel von unser'm Gott erfleht,  
Im Vorbeerhain, den seine Hand erstritten;  
Und Ihr, die unsre Landesmutter heißt,  
Und Mutter ist, und Freundin unsrer Hüden,  
Groß durch Geburt und durch erhab'ne Würden,  
Doch größer noch durch Tugenden und Geist,  
Und Friedrich Wilhelm — Ihm, der einst auch Kro-  
nen tragen,  
Und ihnen Glanz durch Tugend machen wird;  
Und allen Euch, die unser Aug' umirrt,  
Doch Blicke mögen jetzt, was wir verschweigen, sagen.

Er las sie durch, schien damit sehr zufrieden zu seyn, und nachdem er mir seinen treuherzigen Dank abgestattet, fragte er:

„Was bin ich denn schuldig?“

„Nichts!“ erwiderte ich.

„Nichts!“ rief er aus: „So war's nicht gemeint. Sagen Sie mir, was wir schuldig sind. Keine Henne kratzt umsonst in den Sand.“

Ich versicherte ihn, daß ich schlechterdings nichts nehmen würde. Er wollte sich nicht beruhigen und beharrte hartnäckig auf seinem Verlangen.

Um diesem Streit ein Ende zu machen, sprach ich:

„Nun gut, wenn man durchaus darauf besteht, daß ich etwas fordern soll, so bitte ich mir ein Bauerbrod aus.“

Daß dieß mein Ernst seyn könnte, wollte ihm lange nicht einleuchten, endlich aber — nach einigem Nachsinnen — schien er sich zu beruhigen und verließ mich mit der Versicherung:

„Sie können sich darauf verlassen, daß ich Wort halten werde.“

Ich hatte schon den ganzen Vorfall vergessen, es waren mehrere Tage nach dem Erntefeste verflossen, da erschien der Schulze wieder bei mir und brachte mir nicht nur ein Bauerbrod, sondern auch einen Topf mit frischer Butter, sechs Käse und eine Mandel Eier,

dabei versichernd, wie froh er sey, daß die Prinzessin Alles so beifällig aufgenommen habe.

Mir machte dieß Ereigniß deßhalb Vergnügen, weil ich es zur Widerlegung der so vielfältig ausgesprochenen Behauptung: die Dichtkunst sey eine brodlose Kunst, anführen konnte. (Beschluß folgt.)

### Schriftsteller = Glück.

Wie überall, so ist es auch auf der literarischen Laufbahn mit dem Glück eine eigne Sache und wenn man schon zugestehen muß, daß Fortuna hier weniger blind und launisch, als sonst, verfährt, wenn Glück ohne Talent nicht wohl zu denken ist, so haben wir doch Beispiele genug von Talent ohne Glück. Wie manche vortreffliche Schriftsteller, die während ihres Lebens gar nicht, wie manche andere, die erst spät und unvollkommen zur Anerkennung gelangen! Wie viele wieder, die, wenn sie Beifall erringen, diesen wenigstens nicht durch diejenigen ihrer Werke erlangen, welche ihn vorzüglich verdienen. Man kennt das Schicksal Belzar's, des Verfassers des „père Goriot,“ dem es so lange mißglückte, dem endlich seine Märchen einen Erfolg bereiteten, den die alte Schule der damaligen Zeit selber für märchenhaft zu halten geneigt schien. Milton war während seines Lebens mehr als politisch-religiöser Pamphletist und Controversist bekannt, denn als Dichter des „verlorenen Paradieses“ und erst eine weit spätere Zeit sollte ihn in die Rechte einsetzen, die ihm so unläugbar gebührten. —

Es fragt sich, wie wir uns derartige Erscheinungen erklären sollen? Ohne Zweifel sind es zuweilen äußere Verhältnisse, die jenen fördern, wie diesen hemmen; aber wir finden dieselben Erscheinungen auch dann noch, wenn wir dergleichen Verhältnisse gar nicht in Rechnung bringen können.

Woher also bei manchen Schriftstellern dieses lange Umhertappen, ehe sie das Feld finden, auf dem ihnen Auszeichnung beschieden ist, während bei anderen gleich die ersten Würfel so glücklich fallen. Ich sage: Würfel, um nochmals an den Zufall und an das lose Spiel, welches er hier treibt, zu erinnern. Denn so sehr man geneigt seyn möchte, dieser letztern Schriftstellerklasse eine bessere Erkenntniß ihrer selbst, die sie den rechten Weg nicht verfehlen lasse, zuzuschreiben, so ist es doch in der That zuweilen nur das Glück, was ihnen jene Irrfahrten auf dem Meere der Literatur erspart, auf

dem wir die erste umhertreiben und gleich dem Odysseus, erst spät ein felsiges Ithaka finden sehen.

Ist es mit den Gaben des Geistes, wie mit den Constitutionen des Leibes? Gelangt dort wie hier der Eine früh, der Andere erst spät zur Mannbarkeit? Gewiß; allein wir haben, wie gesagt, Schriftsteller, die gleich ihren frühesten Productionen den Stempel des Talents aufzudrücken wissen, denen man — wie lange oft! — nachsagt, daß sie diesen Stempel gefälscht, daß sie mit ihren Ansprüchen abzuweisen seyen und deren herrlichste Reden in toga candida nur ungläubige, unwillige Zuhörer finden.

Die Zeit will zu allen Zeiten ihre Huldigungen und hier sind wir vielleicht auf dem Punkte, wo sich so Manches, was uns sonst räthselhaft dünken würde, aufklärt. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß gerade die Schriftsteller, nach denen wir Epochen zählen, mit einer offenen Opposition gegen ihre Zeit begannen. Eine genauere Beobachtung jedoch lehrt uns, daß eine solche Opposition fast immer nur eine Scheinopposition war und daß, wenn dergleichen Schriftsteller von der Gegenwart an die Zukunft appellirten, die sogenannte Zukunft in der That schon eingetreten, wie die sogenannte Gegenwart in der That schon verfloßen war. Sie hatten es nur mit den Männern der eigentlichen Gilde zu thun; was außerhalb dieser stand, fiel ihnen zu. So erhob Goethe im „Götz“ das Banner einer scheinbar sehr gefährlichen Opposition, die aber, durch Lessing schon vorbereitet, um so mehr durchdringen mußte, als sie sich durch den kräftigsten Genius geltend machte.

Das Talent mußte also, um einen schleunigen Erfolg zu erzielen, der Zeit huldigen. Und haben wir es nicht in allen Fällen, wo es sich dieser Bedingung unterwarf, die glänzendsten Triumphe feiern sehen? Haben wir nicht jedesmal die große Armee der Nachahmer sich den ermüdendsten Operationen hingeben sehen, wenn ein Goethe, ein Byron, ein Scott u. s. w. die Parole der Zeit ausgesprochen hatten, und jene sich berufen glaubte, dieses Feldgeschrei zum siegreichen zu machen, wenn sie einen Triumph zu entscheiden wählte, den sie in der That und Wahrheit nur constatirte?

Sind indessen die Töne, welche das Talent anschlägt, nicht in Harmonie mit der Zeit, verfehlt es sich zu weit rückwärts oder zu weit vorwärts, so kann es ihm nichts helfen, daß es ein Talent ist. Es verrieth seine Thaten in einer zu großen Entfernung, als daß sie ein lebendiges, allgemeines Interesse einflößen könnten; es wird auf's Höchste einzelne Bewunderer,

hier und da einen hingebenden Freund besigen — das Glück wird ihm mangeln.

Wie es jedoch Schriftsteller giebt, die erst nach und nach Fortune machen, so haben wir andere, denen das Glück allmählig den Rücken kehrt, und es sind dieß vorzüglich diejenigen, welche, wie man es ausdrückt, sich in eine Manier hineingeschrieben haben. Wie jene erste Classe zu wenig, glaubte diese letztere vielleicht zu viel an sich selbst; sie sieht in ihrem ersten Erfolge einen Bürgen der Zukunft, der sie nicht täuschen könne, und so ist es gerade dieser Bürge, welcher sie endlich insolvent dastehen läßt. Die Literaturgeschichte ist reich an Beispielen, welche hierher einschlagen, und wir haben noch in der neuesten Zeit einen kräftigen Geist auf diese Weise — nicht unter sich selbst, wobei sich eine gewisse Höhe denken ließe — sondern weit unter Leute herabsinken sehen, die früher kaum dahin aspiriren durften, ihm die Schuhriemen aufzulösen.

Sind auch dergleichen Erscheinungen nur dem launigen Glück zuzuschreiben? Ist es wahr, daß, wie Cicero sagt, nicht nur das Glück selber blind ist, sondern auch seine Günstlinge blind macht, so daß diese gewissermaßen gezwungen auf einem Wege verharren, der zu keinem guten Ende führt? Wie mich dünkt, nein, wenn das Talent einer Erziehung — einer Selbererziehung oder einer Erziehung durch fremde Kritik — fähig ist. Das Talent soll von der instinctmäßigen Gabe, die es ursprünglich ist, zum bewußten Besitze hinaufgeläutert werden; nicht das Talent soll den Schriftsteller, der Schriftsteller soll sein Talent beherrschen.

R. v. Groscreutz.

## S o n e t t .

Dem 13. April.

Sonette, wie ich sonst sie wohl hinschmetterte  
In's Lustgelag, als jubelnde Fanfare,  
Daß ringsum Alles dann nur kracht' und wetterte,  
Gelingen nicht dem Kopf bei grauem Haare.  
Und ob er schon der Muse sich entvetterte,  
Damit er, fassend sie am Schlepptalare,  
Nur eine Stufe vom Parnas erkletterte,  
Versagt ihm doch der Fuß, der wandelbare.  
Und Du, den ich mit Lorbeer gern umblättertete,  
Du liebster Tag in meiner Lebensfahre,  
Der immer mir die enge Welt entbrettete,  
Du höretest heut' nur musenlos Tarare, —  
Nein! wenn der Geist sich dießmal auch verhädderte,  
Das Herz doch toastet Dir: „Auf viele Jahre!“  
Silvio Romano.